

Die rumänische Landschaft

Autor(en): **Forga, Nicolae**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 25

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die rumänische Landschaft.

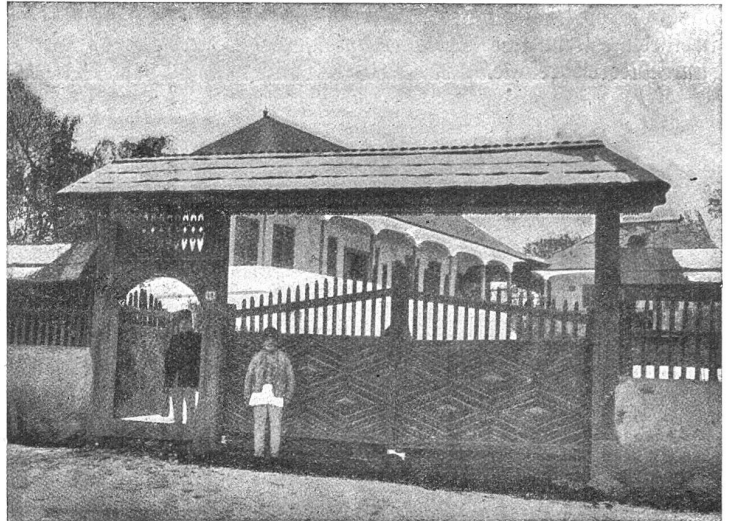
Von Professor Nicolae Jorga,
Rektor der Universität Bukarest.

Nach dem Umschwung von Rumänien dürfte eine Schilderung der territorialen Grundlage der rumänischen Nation aus der Feder des berühmten rumänischen Historikers Prof. N. Jorga besonders interessieren. Sie ist seiner ausschlußreichen, lebendig geschriebenen „Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur“ entnommen, die, durch Frau S. Bössler-Albrich ins Deutsche überetzt, unlängst im Verlag von Krafft & Drotteff A.-G. in Sibiu-Hermannstadt erschienen ist.

Zwischen der Mitte Europas und der russischen Steppe, zwischen den düsteren Ländern des Nordens und der sonnigen Balkanhalbinsel des Südens liegt eine Landschaft, die nach ihren natürlichen Merkmalen keine geographische Einheit bildet. Sie weist im Gegenteil die Fülle der Kontraste auf. Die strengen, schneereichen Winter der nördlichen Moldau stehen in schroffem Gegensatz zu dem milden Klima der Walachei, wo während der Wintermonate nur der schneidende Nordostwind der fruchtbaren Gegend ein winterliches Aussehen zu geben vermag, und schon der Februar mit seinem feuchten Tauwind das erste Lächeln des Frühlings bringt.

Die Täler Olteniens (der sogenannten Kleinen Walachei) mit ihrer eigenartigen Lage haben eine mittelmäßige Atmosphäre im Vergleich zur walachischen Ebene, wo heftige Stürme unwiderstehlich über das Land fegen. Oft schneit es in Jassy, während zur selben Zeit aus den Wolken, die über den rosigten Himmel des lachenden Bukarest gestreut sind, kaum einige Tropfen lauwarmen Regens fallen.

Diese Gegensätze sind bedingt durch die Lage der Gebirge und Ebenen in den einzelnen Regionen, aus denen sich dieses Land zusammensetzt, ein Land, so verschieden im Aussehen und doch so gleich. Denn, während Siebenbürgen, eingebettet zwischen die Gipfel der Karpathen und die Linien der Hügel, welche sich nach allen Richtungen kreuzen, gänzlich aus schmalen Tälern besteht und die ausgedehnten Flußtäler des Dlt (Alt), der Tarnave (Kofeln) und der Someş (Samosch) allein das Aderland repräsentieren, hat die Walachei, einschließlich Olteniens und ebenso die Moldau, wie sie vor der Zerstückelung von 1775 und 1812 war, ganz das Aussehen eines einheitlichen Territoriums. Gleich einem Museum weisen diese Provinzen die reiche Mannigfaltigkeit eines fruchtbaren Landes auf, das in sich die grünen Wiesen des kalten Westens mit seinen häufigen Rebellen und die märchenhaften Ernten des Ostens



Typisches rumänisches Eingangstor zu einem Bauernhof.

mit seinem blauen Himmel und der brennenden Sonne vereint. In der Walachei durchschreitet man in wenigen Stunden die Regionen der nackten Felsen, der Tannenwälder, der Bäche, die auf den Höhen entspringen, sich schäumend in Abgründe stürzen, um bald sanfte Hügel zu erreichen, wo lachende Obstgärten, gleich denen Englands, sich ausbreiten, weiße Häuser umrahmend, deren Holz vom Alter geschwärzt ist. Etwas weiter talwärts befindet man sich plötzlich in glühender Sonne, auf einer Ebene, wo das Korn erst im April dem Boden entsprossen, Mitte Juni schon unter der Last der goldenen Ähren sich neigt, während die frühen Blumen des Frühlings in den Bergen noch nicht verblüht sind, und der Flieder vor den Fenstern der Dorfhütten noch blüht. Am Ende der Wanderung erfüllt den Reisenden eine neue Welt mit Staunen. Er befindet sich in den Regionen der Donau mit ihren Wäldern knorriger Eichen, die auf den ersten Blick undurchdringlich scheinen, doch haben sie Lichtungen, wo die Fischer ihre Netze reinigen und ausbessern und ihre Fische für den Markt vorbereiten. In der Dobrußja überschreitet diese Zone den Fluß, breitet sich über das rechte Ufer aus über wilde, herrenlose Gegenden von unergründlichem Alter bis zu den großen Seen, dem vielfach verschlungenen Donaudelta und südlich bis ans Meer. Dort erwartet eine neue Fischregion den Einheimischen und den Fremden, der seit Menschenaltern von Norden und Süden kommt, um diese unendlichen Reichtümer auszubeuten.

Dasselbe Schauspiel bietet sich in der Moldau. Man steigt von den rauen Gipfeln des Gealhau herab und befindet sich in den Obstgärten der lachenden Dörfer und alten Klöster, deren Kuppeln sich über die unendlichen Wälder erheben. Etwas weiter fließt der breite Serethfluß, dessen majestätische Wasser von zahllosen Inseln durchsetzt sind. Seine sonnigen Ufer tragen Jahr für Jahr überreiche Ernten. Hier und dort auf dem Aderland, welches einst die edelsten Viehrassen Europas züchtete — eine Rasse von breitgestirntem Vieh mit langen, geraden Hörnern —, spiegeln sich die Seen, welche früher die Bojaren und fasten Bauern während der langen Zeit der orthodoxen Ästen mit Fischen versahen. Jenseits des langsam fließenden, in seinen hohen, lehmigen Ufern fast verborgenen Bruth, liegt die sanft gewellte Ebene von Bessarabien, mit ihrem ausgezeichneten Aderland. Diese spärlich bevölkerte Landschaft, die überall den gleichen Charakter des Stepplandes trägt und die Erinnerung an das einstige „Desertum“, führt weiter zu den großen Seen, welche denen der angrenzenden Dobrußja und dem „Liman“ des Dnjeßtr gleichen. Hier endigt das Fürstentum,



Portal zu einem Bauernhof mit Holzschnebereien.

das, wie die Herren des Landes selbst im 14. Jahrhundert in ihren Titeln mit Stolz rühmten, „von den Bergen bis zum Meere“ reichte.



Kruzifix bei Cernaşelu (Dâmbovitza).

Die Schafhirten, deren Wanderleben in den Tälern die erste Stufe der Geschichte des rumänischen Volkes bildet, sind genau so das Produkt der Berge, wie es die Föhren und Lärchen sind. Die erste politische Gruppe wurde von den Woiwoden (Herzögen) unter dem Schatten der stolzen Bergspitzen, nicht weit von den Pässen gebildet, keineswegs mit dem Gedanken, hinauszufiegen durch diese offene Türe, sondern um etwaige Eindringlinge, beim ersten Versuch, gegen die natürlichen Verteidigungslinien der Grenzen vorzudringen, abzuwehren. Hier wurden die ersten steinernen Kirchen gebaut und die ersten Burgen, um die sich die Häuser der Kaufleute gruppieren. Selbst was die Landwirtschaft anbelangt, ist es heute erwiesen, daß nach der Unterbrechung des Kulturwerkes der Römer dieselbe auf den Hochflächen, abseits von den Wegen der Eindringlinge, wieder aufgenommen wurde.

Das Land der Rumänen wird von allen Seiten von Bergen umschlossen. Drei große, felsige Bollwerke erheben sich über ihm und jedes derselben ist bestimmt, die Wiege eines Staates zu werden. Es scheint sicher, daß ein altes, unabhängiges rumänisches Woiwodat seinen Mittelpunkt und seine Festung, vor der ungarischen Invasion nach Siebenbürgen, im Massiv des Bihar Gebirges hatte, welches die Provinz im Westen beherrscht. Das politische Leben des walachischen Fürstentums nahm seinen Anfang in Argesch und in den Bergen des Tiu (Schl). Ohne die Bukowina, ja sogar ohne die gebirgige Grafschaft der Maramuresch, welche ihre westliche Fortsetzung ist, hätte es keine moldauische Dynastie gegeben, und die Hauptbedingung für die Schaffung des Landes hätte gefehlt; die Moldau wäre nicht der zweite der rumänischen Staaten geworden und derjenige, welcher längere Zeit hindurch der stärkere war. Bis nach Bessarabien hin, das nur die östliche, erst 1812 losgelöste Hälfte der ehemaligen einheitlichen Moldau ist, wäre dieses ganze Gebiet ohne die Hügelketten, die durch die schützenden Schatten ihrer Wälder und durch die Frische ihrer von langsam fließenden Flüssen bewässerten Täler

die Fruchtbarkeit des Bodens unterhalten haben, nur ein vernachlässigter oder Winkel der großen, leeren Steppe geblieben. Die Kette der Gebirge ist dem Rumänen so vertraut, daß er ihr keinen besonderen Namen gegeben hat. Vielleicht hieß sie einmal der „Caucasus“, aber der Name bedeutet nicht mehr als das Wort „Alpen“, was dasselbe ist wie der gewöhnliche Ausdruck für „Felsen“. Die jungen Rumänen lernen den Namen „Karpathen“ nur aus Schulbüchern, für die Masse des Volkes heißen sie einfach „Muntele“, das Gebirge.

Durch die Nebenflüsse sind die Karpathen in ständiger Fühlung mit der Donau und die Donau unterstreicht durch ihren Lauf die letzten Ausläufer der Hügel, die die Berge nach Süden senden. Die Griechen nannten diesen Fluß Istros, daher der Name der Stadt Istria an seiner Mündung; die Rumänen kannten ihn als „Dunare“, ein Name, den sie von ihren ältesten Vorfahren, die Eingeborene an seinen Ufern waren, übernommen haben. Unter den vielen Flüssen, die in Volksgesängen verherrlicht wurden, ist nicht einer, der mit der tiefen Erfurcht verglichen werden könnte, mit der die Rasse diesen umgibt. Man kann sich das Schicksal des rumänischen Volkes ohne die Donau ebenso wenig vorstellen wie ohne die Karpathen. Während die Berge die bedrohten Generationen gegen fortwährende Invasionen schützten, sammelte die Donau die verschiedenen ethnischen Elemente, welche durch ihre Mischung die rumänische Nationalität bilden sollten. Ohne die Dienste, die der Fluß geleistet hat, hätten die Karpathen, ähnlich wie die Alpen in der Schweiz, in ihren Tälern den nebeneinander wohnenden Völkern wohl sicheren Schutz geboten, aber nicht die Möglichkeit, sich zu verschmelzen; ohne die Karpathen hätte es wohl eine Verschmelzung gegeben wie in den Niederlanden an der Mündung des Rheins, doch hätte die neue nationale Schöpfung nicht von Anfang an die festen und dauernden Linien einer politischen Gründung gefunden.

Der Delfvulkan von Moreni.

Von Dr. Leo Roszella.

Der Brand kann vielleicht noch Wochen... unter Umständen wird die Flamme noch Monate lang zum Himmel lodern... so schrieb man anfangs. So lasen wir es.

Man hatte es geschrieben und gedruckt, nicht zuletzt aus einer uns so geläufigen und gewohnten Sensationslüsternheit heraus und dennoch still im Herzen gehofft, ja damit gerechnet, daß es, wenn schon alle menschliche Anstrengung vergeblich sein sollte, die Natur ihrer so lange anhaltenden Unermüdllichkeit überdrüssig werden würde. Man konnte sich ja gar nicht ausdenken, daß ein Brand mit der gleichen Intensität so lange anhalten könnte, weil so gut wie kein Parallelfall in der ganzen Welt vorhanden war. Wenigstens kein Delffeuer, die alle von Menschenhand gelöscht wurden oder von selbst aufhörten. Und nun, da sich am 29. Mai der Tag zum erstenmal jährte, da Millionen Kubikmeter Gase völlig zwecklos unter donnerähnlichem Getöse verpufften, nun beginnt die mühselig gewonnene Gewöhnung einer neuen Angst zu weichen. Wie unscheinbar und winzig kommt sich der düsterhafte Menschengestalt gegenüber diesen katastrophalen Phänomenen vor! Welche neuen Rätsel deckte diese gewaltige Eruption auf! Wie mag das da unten im geheimnisvollen Inneren unserer Erde aussehen, die wir, einige kritische Vulkangebiete ausgenommen, schon so siegesbewußt zu beherrschen meinten.

Man versucht diese Rätsel durch weitläufige wissenschaftliche Kombinationen zu lösen und gerät dabei immer tiefer in das Minos-Labyrinth schier unlöslicher Paradoxe, ohne selbst mit dem Ariadneknäuel der Phrase mehr herauszufinden. Denn der selbst durch phantastischste Ziffern kaum noch fahbare Schaden, die Zahl der Toten, die das einzig